

DIE
LETZTEN
VIER TAGE
DES **PADDY**
BUCKLEY

JEREMY
MASSEY



DIE
**LETZTEN
VIER TAGE
DES PADDY
BUCKLEY**

— *ROMAN* —

**JEREMY
MASSEY**

AUS DEM ENGLISCHEN
VON HERBERT FELL

carl'sbooks

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»The Last Four Days of Paddy Buckley« bei Riverhead Books,
an imprint of Penguin Random House Company, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

© 2015 by Jeremy Massey

© der deutschsprachigen Ausgabe 2016 bei carl's books, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58555-9

www.carlsbooks.de

Für meinen Vater und für Zeb

Vorwort

Vermutlich tickt sie noch, die Micky-Maus-Uhr, die in meiner Küche hängt. Wegen ihr habe ich mir über die Jahre so einiges anhören müssen. Mit seinen Kulleraugen und seinem breiten offenen Grinsen tritt Micky mit nicht enden wollender Freude und Begeisterung auf ihrem Zifferblatt, von Zahlen umstellt, auf der Stelle. Mein Freund Christy schüttelte für gewöhnlich den Kopf, wenn er sie sah. »Paddy, die Uhr muss weg«, sagte er. Vermutlich gehört es sich für einen Zweiundvierzigjährigen nicht, eine solche Uhr bei sich zu Hause an der Wand hängen zu haben. Für mich aber ist Micky der Schutzpatron, der einem aus jedem Schlamassel unverseht heraushilft. Ganz gleich, womit man ihn ärgert, ganz gleich, wie unangenehm die Dinge sich entwickeln, nie verliert er seine gute Laune. Lächelnd und ein Liedchen pfeifend übersteht er alles.

Ich habe in meinem Leben an etlichen Beerdigungen teilgenommen. Diese Veranstaltungen gehörten stets zu meinem Alltag, mehr als für die meisten anderen Menschen. Mein Vater hat für eines der größten Dubliner Bestattungsunternehmen Särge geschreinert, und ich bin in seine Fußstapfen getreten, letztendlich habe ich mich dann um die Organisation und den Ablauf von Beerdigungen gekümmert. Gerne hörte ich immer den Trauerreden zu, die gehalten wurden, wenn die Messe vorbei war und die Gemeinde sich in Erwartung einer Ansprache in der Kirchenbank zurücklehnen konnte. Vor ein paar Jahren stand ich mit meinem Chef, Frank Gallagher, im hinteren Teil einer Kirche; ein junger Mann sprach über seinen Bruder, der mit achtundzwanzig Jahren ertrunken war. Alle waren ziemlich erschüttert über diesen Verlust, aber dieser

Kerl, so sehr ihn die Sache auch mitnahm, strahlte. Wahrscheinlich war er ein paar Jahre älter als sein verunglückter Bruder, und so stand er mit seiner John-Lennon-Brille und seinem langen Haar auf der Kanzel und sagte der Gemeinde, dass wir alle in einem Traum lebten, sein Bruder aber sei daraus aufgewacht. Dieser beschissene Gig, den wir Leben nennen, sei nur ein Traum, aus dem wir alle irgendwann erwachen. Niemand werde zurückgelassen. Sogar die schrecklichsten Träume hätten einmal ein Ende, sagte er. Das habe ich mir gemerkt.

Mein eigenes Leben wurde zum Ende hin ziemlich erbärmlich – ein Albtraum, wenn Sie wollen. Aus einem zufriedenen Vierzigjährigen mit einer schwangeren Französin als Ehefrau war ein mutloser Witwer geworden, der morgens nur noch aufwachte, um sich um die Beerdigung anderer Leute zu kümmern. Eva, meine Frau, starb an einer Hirnblutung, während sie mit fünfunddreißig Jahren im Supermarkt in einer Warteschlange stand. Und wie, Micky, geht man jetzt damit um? Da halfen kein Liedchenpfeifen und Grinsen mehr. Freude und Begeisterung schienen von nun an ein Ding der Unmöglichkeit.

Für jemanden, der sich nichts so sehr wünschte, als seinem Kummer zu entfliehen, taugte mein Job wohl am allerwenigsten. Trotzdem vergrub ich mich in ihn, wenn ich das so sagen darf. Ich arbeitete die ganze Woche. Sieben Tage. Frank Gallagher sträubte sich zunächst dagegen. Nicht wegen des Geldes – er hätte jemand anderen auch bezahlen müssen –, nein, er machte sich Sorgen, dass ich mich völlig verausgaben würde. Ich versicherte ihm, dass es das war, was ich wollte: Anderen Menschen bei ihrem Kummer beistehen, dabei könnte ich meinen eigenen vergessen. Zwei Jahre ging das so, bis ich nicht mehr schlafen konnte. Bis schließlich meine letzten Tage gekommen waren. Bis eine Verquickung von Umständen, so absonderlich, so surreal und so gefährlich, nur eine Konsequenz haben konnten: meinen Tod. Mein Erwachen aus dem Traum. Mit nachfolgender Bestattung. Und Einäscherung. Und all dem Bedauern und den Tränen, die dazugehören.

Aber nicht von meiner Seite. Ich habe all den Wahnsinn, das Chaos und das anscheinend endlose Leid hinter mir gelassen, ich bin jetzt an einem Ort wunderbaren Friedens und Verstehens, an einem Ort der Stille. Und von diesem ruhigen und vollkommenen Ort sehe ich meine letzten Tage ganz und gar vor mir. Ich erinnere mich an jeden einzelnen Augenblick.

Die Schlaflosigkeit war chronisch geworden. Sie war so schlimm, dass sie mich aus Zuständen des Deliriums und der Halluzinationen plötzlich in lichte Phasen mit länger andauernder Klarheit katapultierte – und wieder retour. In diesen Monaten habe ich nicht viel Zeit im Bett verbracht und wenn ich – in der Hoffnung auf ein bisschen Schlaf – doch einmal hineinfand, dachte ich immerzu an Eva. Manchmal konnte ich sogar ihre Gestalt heraufbeschwören. Dann war es immer die eine Situation, in die ich mich hineinsteigerte: Sie sitzt auf der Bettkante neben mir und ich betrachte sie. Ich studiere das Kastanienbraun ihrer Iris. Das leise Zucken ihrer Nase, wenn sie lächelt. Die Lücke zwischen ihren Vorderzähnen, die so sexy war. Die Wölbung ihrer Schultern und die Rundung ihrer Brüste. Einen tiefen Seufzer will ich dann ausstoßen und das Atmen vergessen. Doch wenn ich die Hand nach ihr ausstreckte, um sie zu berühren, verschwand sie.

Gefühle waren das Einzige, was zurückblieb. Und Erinnerungen. Aber an diesem Morgen blieben mir auch die verwehrt. Nichts, an das ich mich klammern konnte, außer an mein verzweifertes Verlangen.

Da ich seit sechs Monaten ununterbrochen arbeitete, taugte der Montag für mich nicht mehr als klar erkennbarer Wochenbeginn. Selbst nachts ging ich ans Telefon – der Tod hält sich nicht an ge-regelte Geschäftszeiten –, ich zog in das Dunkel Dublins hinaus, vorbei am stinkenden Liffey, an den Drogenhändlern und Prostituierten, den Säufern und Dichtern, hin zu den frischgebackenen Hinterbliebenen. Manchmal gab es einen Leichnam für mich zum

Mitnehmen, manchmal nicht. Aber immer war der Tod da. Das Wechselspiel von Tag und Nacht, von Wochen und Monaten, verschwamm in ein trauriges, graues Durcheinander von einer Beerdigung und der nächsten Beerdigung und noch einer Beerdigung, und bei jeder zündete ich heimlich eine Kerze im Andenken an Eva an.

Im Flur zog ich meinen Mantel an und überprüfte mein Aussehen im Spiegel. Grauer Anzug, blaues Hemd, marineblaue Krawatte. Immer öfter, wenn ich in den Spiegel sah, stierte mich mein Vater, Shay Buckley, an. Er hatte das Zeitliche mit dreiundsechzig bei einem Autounfall gesegnet: Es war ein schneller Exitus. Von ihm habe ich die funkelnden grünen Augen und die Grübchen geerbt, aber heute Morgen waren es die vielen grauen Haare, die seinen Geist im Spiegel auftauchen ließen. Seit seinen Dreißigern verliefen auf jeder Seite seines ansonsten schwarzen Wuschelkopfs der Länge nach zwei hellgraue Strähnen, was ihm den Spitznamen »Dachs« eingebracht hatte. An meinem vierzigsten Geburtstag glaubte ich, das Schicksal hätte mich verschont, doch in den letzten beiden Jahren hatten sich die kleinen grauen Flecken über meinen Ohren in ausgeprägte Linien verwandelt, die bis in den Nacken reichten. Aber niemand nannte mich Dachs, vielleicht aus Rücksicht auf meinen Vater.

Langsam manövrierte ich meinen braunen Toyota Camry durch den Verkehr, vorbei an den roten Ziegelhäusern in der Crumlin Road, vorbei an den ziellos herumwandernden Grüppchen von zugehörnten Junkies mit ihrem leeren Blick und ihrem Tattoo am Daumen, dem Erkennungsstempel aus der Erziehungsanstalt, vorbei an den arbeitslosen Bauarbeitern und Klempnern, die vor dem Arbeitsamt die letzten Züge ihrer Zigaretten in sich hineinsogen. Weiter südlich, über dem Grand Canal, kam ich an den verrosteten Schaukeln und den mit Graffiti besprühten Mauern der Dolphin-House-Siedlung vorbei, wo ein dreibeiniger Straßenköter einem alten bärtigen Mann hinterherhumpelte. Ich dachte an meinen Vater und die kleinen Tricks, die er mir beigebracht hatte. Meine Mutter

starb, als ich vier war, zerstört vom Krebs, sodass wir beide auf uns allein gestellt waren, was uns fest zusammenschweißte. Damals, als Gallagher noch die Särge selbst herstellte, war mein Vater der Chef bei den Sargmachern. Er hatte als Zimmermann angefangen, aber dann verschlug es ihn auf Gallaghers Dachboden, wo er seine Bestimmung fand und bis zu seinem Tod arbeitete. Er war der ruhende Fels in meinem Leben. Die Welt konnte um ihn herum zusammenbrechen, er blieb gelassen, hatte er doch für jede Situation, in die er geriet, die richtige Handhabe.

Als ich sieben war, fiel ich von einem Baum und brach mir den Arm. Ich erinnere mich, wie ich mich vor Schmerzen wand, während er behutsam meinen abstehenden Vorderarm wiegte, mich aufsetzte und mir in die Augen sah. »Patrick«, sagte er, »ich will, dass du dich konzentrierst, denn ich erzähle dir jetzt von etwas sehr Wichtigem: vom unabhängigen Kanal 24.« Seine Gemütsruhe war ansteckend. Ich schenkte ihm meine Aufmerksamkeit und war ganz Ohr.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Das ist eine Stelle in deinem Kopf, wo der Schmerz weggeht.«

»Was soll ich machen?«

»Hör mal. Dein Arm ist gebrochen, aber du bist doch nicht nur dein Arm, Patrick. Schleich dich aus ihm heraus. Du hast Schmerzen, aber du bist doch mehr als diese Schmerzen.«

Schon damals vermutete ich, dass mein Vater zum Teil ein Druide war. Ich hielt mir den Arm und fühlte noch den Schmerz, aber ich beachtete ihn überhaupt nicht mehr, ich konzentrierte mich stattdessen auf Vaters Worte und wohin sie mich führten. »Schleich dich jetzt aus deinem Körper heraus und beobachte uns beide von einem anderen Ort aus.« Als kleiner Junge hatte er mir geholfen, mir einen imaginären Unterschlupf zu schaffen, an den ich mich zurückziehen konnte, um mich zu entspannen und wieder zu Kräften zu kommen; er brachte mir bei, mich von außen zu betrachten, das Ganze zu sehen, von dem ich nur ein Teil war. Nach dem Tod meiner Mutter führte mich mein Vater jahrelang, wenn ich im Bett

lag, einundzwanzig imaginäre Stufen zu dem Unterschlupf hinab, den wir uns gemeinsam gebaut hatten; es war ein friedlicher Ort, an dem ich mich beobachtete, ich hatte meinen Körper verlassen und bewegte mich sicher in einem Gerstenfeld unter dem Schutz alter Platanen. Der unabhängige Kanal 24 ging noch einen Schritt weiter, er war eine Steigerung zu dem, was er mich bereits gelehrt hatte, jetzt konnte ich auf recht einfache Weise mein imaginäres Selbst an einen Ort projizieren, von dem aus ich mich in seiner Gegenwart beobachten konnte.

Er musste eine Veränderung in mir bemerkt haben. »Wo bist du jetzt?«

Meiner geschärften Aufmerksamkeit, die von Neugier erfüllt war, fielen zwei Dinge auf: Mein furchtbarer Schmerz ließ nach, und das Vertrauen in meinen Vater nahm zu. Seine Augen funkelten. »Du hast gerade den unabhängigen Kanal 24 betreten.« Für andere Situationen gab es andere Kanäle, die lernte ich später kennen, aber im Alter von sieben Jahren hatte ich den Kanal 24 voll und ganz erobert.

Ich fuhr durch das offene gusseiserne Tor der Zentrale in der Uriel Street in den Liberties, dem ältesten Teil Dublins. Das Gebäude selbst war viktorianisch; mit seinen massiven Mauern aus Dolphin's-Barn-Backstein – dem irischen Wunderbackstein des 19. Jahrhunderts – und seinen gewaltigen Türen und efeuigrünen Fensterrahmen war es ein eindrucksvolles Beispiel für diese Epoche. Die Backsteine waren praktisch schwarz, jahrzehntelang waren Ruß und Schwefel auf sie niedergegangen. Mein Chef Frank Gallagher hatte sie einmal reinigen wollen, aber er sah dann am Ende ein, dass sie so eine schöne Erinnerung an das frühere Dublin waren; gleichzeitig stellte er sicher, dass der Rest des Gebäudes sich immer im tadellosen Zustand befand, von der Farbe der Türen, Fensterrahmen und Tore bis zu dem mit Blattgold veredelten gotischen Schriftzug des Gallagher-Schildes. Es war ein ansehnliches Anwesen, bestehend aus dem zweistöckigen Gebäude, das die Büros und den Raum zur Leichenpräparierung enthielt, einer langen Reihe von Ställen, in denen in den Dreißiger- und Vierzigerjahren die Pferde der Firma untergebracht

waren, einem bekiesten Parkplatz, einer Garage für den Fuhrpark und einem Dachgeschoss für die Särge darüber.

Frank Gallagher saß im Empfangsbüro hinter dem Schreibtisch und schrieb. Ich setzte mich gegenüber von ihm und sah zwecks zu erwartender Arbeit die Liste derer durch, die sich just aus dem Staub gemacht hatten.

»Gibt's etwas für mich zu tun?«, fragte ich. Frank riss ein Blatt aus dem Notizblock und gab es mir.

»Der Künstler Michael Wright, gestorben im Royal Hospital in Donnybrook. Krebs. Seine Frau wartet in ihrem Haus in der Pembroke Lane.«

»An Krebs herrscht kein Mangel«, sagte ich und notierte mir die Adresse.

Frank lehnte sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete mich. Nur wir beide waren im Raum.

»Wie viel hast du heute Nacht geschlafen?«

Bei dieser Frage musste ich lachen; dass das kein freudiges Lachen war, war Frank nicht entgangen.

»Hast du es mal mit Schlaftabletten versucht?«

»Ich will keine Medikamente nehmen. Außerdem macht es mir nichts aus, nicht zu schlafen.«

»Du musst dein Leben wieder ins Gleichgewicht bringen, Paddy. Arbeiten rund um die Uhr ist keine Lösung.« Frank stand von seinem Stuhl auf. »Trink mit mir einen Kaffee, bevor du zur Familie rausfährst.«

Außer dem Eingravieren von Namensschildern für die Särge wurde im rückwärtigen Büro wenig gearbeitet. Es gab nur eine Theke aus Holz, ein paar Hocker, einen Wasserkocher und Tassen sowie eine Tür, die zum Hof führte, sie war der Haupteingang für das Personal. Jack, ein junger Fahrer, der seit achtzehn Monaten für die Firma arbeitete, stand an der Theke, trank seinen Tee und las den *Daily Star*. Er war etwas schwach im Kopf, hatte aber das Herz auf dem rechten Fleck, weswegen alle ihn mochten.

Ich setzte mich auf einen Hocker, während Frank sich an das

Brühen des Kaffees machte. Wie bei allem in seinem Leben bestand er auch hier auf dem, was er für das Beste hielt, im Falle Kaffee war es eine französische Röstung von Bewley's in der Grafton Street, die laut Frank den besten Kaffee in Dublin hatten. Die Bohnen mahlte er in einer kleinen elektrischen Kaffeemühle für jede Portion extra, er machte den Kaffee extra stark und servierte ihn schwarz. Während er sich auf den Kaffee konzentrierte, sah ich ihn mir genau an. Frank war in den Sechzigern und für mich die Verkörperung des perfekten Bestatters: Er trug immer dunkle, liebevoll geschneiderte Anzüge – in den Wintermonaten Dreiteiler, Zweiteiler im Sommer – und war immer sehr gepflegt. Er war der anständigste Mensch, den man sich vorstellen kann, und jeder in der Branche wusste das. Solange ich ihn kannte, ist er kein einziges Mal von dem Weg abgekommen, der seiner Überzeugung nach der richtige war. Und das galt für alle Bereiche des Lebens. Frank war mein Kompass in Angelegenheiten der Moral. War ich in eine moralische Zwickmühle geraten, musste ich mir nur eine Frage stellen: Was würde Frank tun?

»Wie macht er das?«, fragte Jack kopfschüttelnd hinter seiner Zeitung.

»Wer?«, fragte Frank.

»Vincent Cullen«, sagte Jack und zeigte auf ein Foto von ihm vor den Four Courts. »Er ist schon wieder davongekommen.«

Frank lächelte mir zu und widmete sich wieder dem Kaffee. Dass Vincent Cullen erneut davongekommen war, war keine Überraschung. Er war Dublins bekanntester Hochleistungsverbrecher, der es immer wieder schaffte, sich vor einer Gefängnisstrafe zu drücken. Das verdankte er hauptsächlich der sehr erfolgreichen Einschüchterung von Zeugen und Geschworenen. Jack und mit ihm ein Großteil der Iren liebten es, die Eskapaden der Cullen-Brüder durch das sichere Guckloch einer Zeitung zu bestaunen.

Frank schob mir langsam den Espresso rüber. Ich trank ihn in einem Schluck aus und stand auf.

»Wir sehen uns in der Kirche«, sagte ich.

Obwohl die Adresse nur einen Katzensprung entfernt war, durchquerte ich ein Georgianisches Wunderland, um zu dem Haus der Wrights zu gelangen, das hinter den angelegten Grünflächen, schmiedeeisernen Zäunen und den gepflegten Hecken der Wellington Road versteckt lag. Dieser Teil der Stadt machte einen weniger leidgeprüften Eindruck als Crumlin; schicke Menschen aus gutem Haus, die geschleckte Träume träumten, führten ihren Milchkaffee to go unter ehrwürdigen Platanen spazieren, die sich sacht im Wind wiegten; der Herbst hatte gerade erst begonnen, sie zu entlauben.

Dieselbe Gegend war am Abend keineswegs so heimelig. Von Donnerstag bis Sonntag verwandelte sie sich zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr in der Früh in eine Art psychiatrische Anstalt unter freiem Himmel. Vor jedem dritten Laden in der Grafton Street lag mindestens ein ordentlicher Haufen von Erbrochenem, desgleichen vor den Georgianischen Hauseingängen in der Leeson und Harcourt Street und vor den Mauern des Trinity College. Überall waren Betrunkene, die lachten, sangen, johlten und sich prügeln. Auf sie warteten im Halbdunkel die Diebe, selbst die Straßenmusikanten mussten auf ihr Geld aufpassen.

Aber bis zum Montagmorgen hatte sich der Wahnsinn gelegt, die einzigen Überbleibsel waren ein paar standhafte Nachtschwärmer und die inzwischen verkrustete Kotze, die das Tageslicht höhnisch angrinste; das Gekeife der Möwen und die vor sich hin schleichenden Busse und der gesamte Stop-and-go-Verkehr mit seinen Abgasen, die einem die Luft zum Atmen nahmen, hatten die einzigen

Zeugen der Nacht, die vor sich hin schlummernden Obdachlosen, in ihren Pappbetten aufgeweckt.

Ich drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage und wartete. Es war Oktober; das Lüftchen, das blies, war noch angenehm warm. Für einen Augenblick schloss ich die Augen und hörte dem Geraschel der Blätter und dem herumwirbelnden Staub zu. Am liebsten hätte ich es mir auf dem Boden gemütlich gemacht und wäre eingeschlafen, so wohligh war das alles.

»Hallo?«, fragte eine weibliche Stimme aus der Gegensprechanlage. Ich öffnete die Augen und ging näher zur Türklingel, meine Müdigkeit war schnell verflogen.

»Mrs. Wright, ich bin Paddy Buckley von Gallagher.«

Die Eingangstür vibrierte.

Ich öffnete sie und ging durch einen kleinen Steingarten, wo ich von einer Frau in einem dunkelgrünen Kaschmirrock, einer Jacke in der gleichen Farbe und einer dunkelroten Seidenbluse in einer Schwingtür empfangen wurde. Ihr Haar war zu einem lockeren Knoten gebunden, vor ihren himmelblauen Augen saß eine Lesebrille. Ich schätzte sie auf Anfang fünfzig. Bei günstiger Beleuchtung ginge sie sogar für Ende vierzig durch. Sie reichte mir die Hand.

»Hi«, sagte sie mit weichem englischen Akzent. »Ich bin Lucy.«

Ich nahm ihre Hand in meine. »Paddy.«

»Kommen Sie herein, Paddy«, sagte sie und machte mir Platz. Ich betrat das Haus und sah ihr zu, wie sie die Tür zuzog.

»Geben Sie mir Ihren Mantel.«

Ich zog ihn aus und gab ihn ihr. Sie besaß ein gewisses Maß an Anmut, besonders wenn sie sich bewegte. Meinen Mantel hängte sie auf und führte mich in die Küche, wo ich mich an den Tisch setzte. Sie lehnte sich flüchtig an einen Stuhl Rücken, mit der Andeutung eines Lächelns.

»Möchten Sie eine Tasse Tee oder Kaffee?«

»Eine Tasse Tee wäre schön«, sagte ich, öffnete meine Aktentasche und nahm Stift und ein Auftragsformular heraus. Lucy setzte

Wasser auf und nahm auf einem Stuhl Platz, nicht gegenüber oder am anderen Ende des Tisches, sondern direkt neben mir. Im Haus herrschte eine zwanglose Atmosphäre. Die Küche war ausgefallen, ihr Inventar, die Schränke und Fliesen stammten aus einer anderen Zeit, aus einer vergessenen Epoche, die noch Wert auf Qualität und handwerkliches Können gelegt hatte. Der Raum war übersät mit seltsamen Erinnerungsstücken und eingerahmten Ölgemälden an den Wänden, über der Tür hing eine altertümliche Uhr aus Holz. Der Bauertisch, an dem wir saßen, badete im Sonnenlicht, der Philodendron von der Fensterbank neben der Spüle warf schöne Schatten darauf. Ob sie es bemerkte oder nicht, Lucy wirkte beruhigend auf mich. Dank ihr fühlte ich mich wohl, als wäre mir das laue Lüftchen ins Haus gefolgt.

»Sie sind nicht in Eile, oder?«, fragte sie.

»Nein, überhaupt nicht«, antwortete ich. Normalerweise sprach ich der Familie das Beileid der Firma für ihren Verlust nicht aus. Es sei denn, es handelte sich um ein Kind, denn dann waren Kummer und Trauer riesengroß. Hatte aber jemand sein Leben gelebt, war es etwas anderes. Wenn du einer Familie, die du nicht kennst und die für deine Dienste zahlen muss, dein Beileid aussprichst, dann könnte das mit ein wenig Misstrauen als Heuchelei oder Unaufrichtigkeit wahrgenommen werden; selbstverständlich besaß ich Mitgefühl: Mein behutsames Auftreten und mein rücksichtsvoller Umgang mit ihr ließen keinen anderen Schluss zu.

Lucy betrachtete mich zum ersten Mal.

»Sie haben freundliche Augen, Paddy«, sagte sie und ich vergrub mich noch mehr in meinem Stuhl. »Sie machen Ihr spitzbübisches Lächeln wett.«

»Nicht ganz«, sagte ich und lächelte kurz. Wenn sie in diesem Tonfall mit mir sprach, könnte ich ihr den ganzen Tag mit Vergnügen zuhören.

»Sie müssen mir sagen, wie eine Bestattung hier abläuft. Ich habe meine Eltern in London beerdigt, aber in Dublin, nehme ich an, läuft das ein bisschen anders.«

»Das stimmt. War Michael katholisch, oder gehörte er zur Kirche Irlands?«

»Er war katholisch.«

»Wären Sie mit St. Mary's in der Haddington Road einverstanden?«

»Ja.«

»Okay. Die Bestattung findet in zwei Teilen statt. Die Überführung am Abend davor und die eigentliche Beerdigung am Morgen darauf. Sollen wir Michael vom Krankenhaus zu Ihnen nach Hause bringen, oder ist es Ihnen lieber, ihn vom Krankenhaus in eine unserer Geschäftsstellen zu überführen und von da aus zur Kirche?«

»Oh«, sagte Lucy und nahm ihre Brille ab, ein Bügelende wanderte zwischen die Zähne, und ich tat so, als würde ich links an ihr vorbeisehen, so bemerkte sie nicht, dass ich sie betrachtete. Sie war ausgesprochen weiblich, die Augen jedes Mannes wären entzückt gewesen. Ihr Blick verlieh dem Banalen und Gewöhnlichen einen vertraulichen Charakter, der fast unmerklich von einem verführerischen Charisma durchdrungen wurde.

»Bringen Sie ihn hierher zurück«, sagte sie und blickte mir dabei direkt in die Augen.

»Abgemacht. Heute ist Montag. In ein paar Stunden könnte er hier im Haus sein und dann morgen Abend, falls es Ihnen recht ist, sagen wir gegen halb sechs, in der Kirche.«

Lucy nickte.

»Die Andacht in der Kirche dauert zwischen fünfzehn und zwanzig Minuten. Danach gehen alle zur vorderen Kirchenbank vor, um Ihnen das Beileid auszusprechen, und hinterher bringen wir Sie nach Hause. Am Mittwochmorgen könnte ein Wagen gegen halb zehn Sie hier abholen und Sie für die Totenmesse um zehn Uhr zur Kirche fahren. Passt Ihnen der Zehn-Uhr-Termin?«

»Vollkommen.«

»Danach dann der Friedhof oder das Krematorium, und anschließend bringen wir Sie wieder nach Hause. So wird es im Großen und Ganzen ablaufen.«

»Einverstanden.« Lucy stand auf und ging zur Anrichte, um den Tee vorzubereiten. »Das klingt alles ziemlich unkompliziert.« Sie brachte die Teekanne und die Tassen zusammen mit Milch und Zucker an den Tisch, servierte den Tee und setzte sich wieder.

»Soll ich Ihnen von Michael erzählen?«

»Gerne«, sagte ich. Wenn die Hinterbliebenen spontan über ihren Verstorbenen sprechen, teilen sie auch unabsichtlich fast alle wesentlichen Daten mit, wie das Alter des Toten, Ort und Todeszeitpunkt, und ob die Familie eine Grabstätte hat. Während sie sprechen, schreibe ich normalerweise nichts mit. Ich merke mir die wichtigen Informationen und notiere sie mir später.

»Mein Gott, ich weiß wirklich nicht, wo ich beginnen soll. Vor allem war es eine Erlösung für Michael, das können Sie mir glauben. Er hatte so lange so schrecklich gelitten, sodass ich seltsamerweise froh bin, dass sein Leiden ein Ende hat. Seit drei Jahren lag er in diesem Krankenhaus. Bis vor sieben Jahren war er kräftig wie ein Stier, von jugendlicher Tatkraft, ein richtiger Freigeist. Aber dann bekam er einen Schlaganfall, den ersten von fünf. Kaum hatte er sich vom ersten erholt, erlitt er den nächsten, der ihn noch mehr lähmte. Er ist erst zweiundsiebzig, aber er sieht aus, als hätte er neunzig harte Jahre hinter sich. Der Krebs gab ihm natürlich den Rest. Daran erkrankte er letztes Jahr. Als ich es erfuhr, dachte ich: Warum tut man ihm das an? Es wird ihn umbringen. Und das tat es auch, zusammen mit den Schlaganfällen. Nach jedem ging es ihm schlechter. Beim dritten Schlaganfall verlor er sein Sprachvermögen. Er hat schon seit Jahren nicht mehr gesprochen. Wir sind nur zwölf Jahre auseinander, Paddy, aber in den letzten fünf Jahren glaubte ich, mehr meinen Vater als meinen Ehemann zu pflegen ...«

Ich war überrascht. In einem Beruf, in dem man täglich das Alter der Leute erfährt, wird man, was das Schätzen des Alters betrifft, so gut, dass man selten mehr als ein oder zwei Jahre danebenliegt. Aber sechzig Jahre alt sein und so gut aussehen? Es war klar, dass es die Natur mit Lucy Wright gut gemeint hatte, mit fünfzig hatte sie anscheinend ihren Alterungsprozess gestoppt. Sicher hatte nie ein



Jeremy Massey

Die letzten vier Tage des Paddy Buckley
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 272 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58555-9

carl's books

Erscheinungstermin: September 2016

Paddy Buckley ist mit Leib und Seele Bestatter. Als eine attraktive Witwe seine Zuwendung braucht, gibt er sie ihr – doch sie stirbt auf dem Höhepunkt seines körperlichen Trostes. Geschockt von diesem Erlebnis, überfährt er auf dem Heimweg einen Fußgänger. Der Tote ist der Bruder des gefährlichsten Gangsters von ganz Irland, Vincent Cullen. Jetzt hat er eine tote Witwe und einen toten Gangster am Hals, für die er obendrein auch noch die Beerdigung auszurichten hat! Er muss also höllisch aufpassen, sich nicht zu verraten. Denn Cullen hat geschworen, den Tod seines Bruders zu rächen. Eine rasante Verfolgungsjagd durch Dublin beginnt. Zum Glück ist Paddy einfallsreich und kann sich auf seine Freunde verlassen ... Ein höchst amüsantes Betrugsmanöver und ein ausgebufftes Verwechslungsspiel um einen Leichnam vollenden diesen köstlichen, makabren und warmherzigen Roman.

 [Der Titel im Katalog](#)